

Wandelbares und Unwandelbares in der Kirche

Von Joseph Kardinal Ratzinger

Daß es Wandelbares in der Kirche gibt, liegt von der Erfahrung her auf der Hand; umgekehrt: Wenn es nicht auch das Beständige, das Unwandelbare also, in ihr und an ihr gäbe, hätte es keinen Sinn, über die Zeiten hin das gleiche Wort »Kirche« anzuwenden, weil ja dann die Identität fehlen würde, die überhaupt das Wandelbare zusammenhält. Aber wie soll man nun beides in seinem Verhältnis zueinander bestimmen? Gerade in einer Zeit, in der der Streit um rechtmäßigen und unrechtmäßigen Wandel, um die Identität der Kirche und ihre Grenzen längst kein akademisches Problem mehr ist, sondern eine vitale Frage auch des ganz einfachen Christen, wird die Suche nach Maßstäben zwingend, an denen sich ablesen läßt, wo da die Grenzen verlaufen. Dabei können Versuche nicht genügen, die sozusagen bloß auf quantitative Zusammenstellung des Wandelbaren und des Unwandelbaren hinauslaufen; wir wollen die Gründe wissen. Freilich haben solche Versuche durchaus ihren Wert, weil sie überschaubare und praktische Angaben machen und weil es tatsächlich einen Bestand an Wirklichkeiten gibt, die klar zum christlichen Kern gehören bzw. klarerweise dies nicht tun. Es muß in diesem Zusammenhang denkwürdig bleiben, daß z. B. Luther seine Katechismen nicht von einem reflektierten Begründungssystem her aufgebaut hat, sondern ganz schlicht von dem her, was man die *Loci*, die Hauptfundstätten des Glaubens nannte, die er nebeneinander stellte und erläuterte: die Zehn Gebote, das Vater-Unser, die Sakramente, das Glaubensbekenntnis. Er hat darin älteste katechetische Traditionen aufgenommen, in denen er sich formal übrigens nicht von der katholischen Kirche unterschied. Ich verstehe offengestanden nicht recht, warum wir heute zu dieser Bescheidenheit nicht mehr fähig sind, sondern unbedingt schon die Schulbücher von raffinierten Systemkonstruktionen her aufbauen müssen, die so zugänglich sind wie ihre Autoren und im übrigen von den Lernenden in ihrem Zusammenhang meist gar nicht eingesehen werden. Mit dem Hinweis auf den Hauptort der klassischen Katechese ist insofern durchaus eine grundlegende Markierung gegeben, die als fester Anhaltspunkt heute so nützlich und so richtig ist wie damals: Zur christlichen Identität gehört das Bekenntnis der Kirche, d. h. das, was die Kirche über den Wechsel der theologischen Interpretationen hinaus als eigentliches Wort des Glaubens gekennzeichnet hat (»Dogma«); zur christlichen Identität gehört im katholischen Sinn der dem eigenen Willen der Kirche entzogene Kernbestand des christlichen Gottesdienstes, d. h. die Sakramente und das im Vater-Unser exemplarisch formulierte Gottesverhältnis des Christen, das christliche Gebet; zur christlichen Identität gehört schließlich jener Grundbestand moralischer Erkenntnis, wie er im Anschluß an den Dekalog sowie an dessen Aufnahme in der Bergpredigt und in den apostolischen Ermahnungen durch die Kirche rezipiert worden ist.

Diese Eckpflöcke der christlichen Identität, die die katechetische Tradition im Laufe von Jahrhunderten gesetzt hat, gehen letztlich der Reflexion voran, denn

das Christliche wird von uns nicht ausgedacht, sondern als eine dem eigenen Ausdenken vorgängige Wirklichkeit entgegengenommen. Aber wenn wir den Glauben auch nicht ausdenken können, so können wir ihn doch nachdenken und müssen es auch, weil nur der innerlich angeeignete Glaube weitergegeben werden kann. Wie aber ließe sich das eben umrissene Feld der christlichen Identität nachdenkend verstehen – das ist die Frage, die uns das Thema aufgibt. Für solch nachdenkendes Verstehen gibt es verschiedene Möglichkeiten; mir drängt sich folgender Versuch auf: In der Spannung zwischen Wandelbar und Unwandelbar werden wir allemal auf die Kirche stoßen. Sie ist einerseits das Wandelbare, von den sich wandelnden Generationen der Menschen die Zeiten hindurch geprägt. Aber sie muß doch in alledem »die Kirche« bleiben und insofern nun doch auch das Subjekt sein, das den Wandel trägt und darin mit sich identisch bleibt. So ist sie in gewisser Hinsicht dem Menschen vergleichbar, den wir in physiologischer und psychologischer Messung nur als eine Abfolge von Zuständen feststellen können und der sich doch selber in alledem als der gleiche weiß. Wir müssen also fragen: Was konstituiert die Kirche als Subjekt? Wodurch ist sie, was sie ist? Wenn wir uns nun daran erinnern, daß den Gedanken der Kirche als eines im Wandel beständigen Subjekts schon Paulus formuliert hat, indem er sie einen »Leib« (ein »Selbst«) nannte, können wir von ihm her auch die Antwort finden. Die Kirche wird aus einer an sich amorphen Masse von Menschen zu einem Subjekt konstituiert durch den, den Paulus ihr Haupt nennt: Christus. Das bedeutet: Sie bleibt eine zusammenhängende Größe nur von ihm her. Sie existiert als Kirche durch die Zugewandtheit zu ihm. Sie ist Kirche dadurch, daß sie von ihm als Herrn sich gestalten läßt und sich an ihn zurückgibt. Sie hat ihr Subjektsein nicht aus sich, sondern durch das Gegenüber, das sie zum Subjekt macht. Diese scheinbar sehr spekulative Antwort wird sofort ganz praktisch, wenn wir fragen: Wie geht das zu? Nun, Zugewandtheit zu Christus kann praktisch nur heißen, daß die Kirche als Ganze wie in ihren einzelnen Gliedern zu Christus betet und mit ihm betet. Sie wird Kirche durch den Gottesdienst, in dem sie in das Gebet Jesu Christi eintritt und so mit ihm in der Sphäre des Heiligen Geistes steht, zum Vater redet. Sie wird Kirche durch die Anbetung, und Anbetung ist, wenn sie von Christus her gedacht werden muß, trinitarisch. Dies ist ihr eigentlicher Lebensnerv, ohne den der Lebensstrom in ihr aufhört. Dabei gibt es eine Wechselbeziehung: Nur das reale Mitbeten des einzelnen kann die Liturgie, den gemeinschaftlichen Gottesdienst beseelen. Nur dieser kann von seiner Vollmacht her das Gebet des einzelnen tragen und ihm Kraft geben. An diesem Punkt also sollte man sich zu allererst orientieren, wenn man im Sinn des Konzils eine Hierarchie der Wahrheiten suchen möchte, sozusagen einen Knotenpunkt, von dem sich das andere ergibt. Denn es ergibt sich tatsächlich: In dem christologisch verfaßten Gottesdienst ist, wie wir sahen, einerseits die Trinität und so das grundlegende Glaubensbekenntnis mit eingeschlossen; mit ihm ist andererseits die Direktheit jedes einzelnen zu Gott ausgesagt; in ihm sind die Sakramente mitgesetzt, denn sie sind ja der Ausdruck dafür, daß hier nicht nur Menschen tastende Vorstöße zur Transzendenz versuchen, sondern daß die andere Seite zu uns aufgebrochen ist und an uns handelt. Darin ist schließlich Nachfolge Christi, Eintreten in sein Tun gegeben – denn bei Christus ist das Wort ein Tun im höchsten Grad: Wenn er sagt »Dies ist mein Leib«, so ist dies Vorwegnahme seines Todes und folglich radi-

kalster Akt des Menschseins überhaupt, wie er nur von dem vollzogen werden konnte, der zugleich der Sohn ist.

Damit ist eigentlich auch schon die Frage beantwortet, ob dies alles nicht sehr binnenchristlich und frömmelnd sei, weitab von den harten Realitäten der Gegenwart. Wie handfest der Ernst des Tuns und des Leidens ist, der aus solcher Haltung folgt, braucht wohl nach dem Verweis auf die eucharistischen Worte Jesu nicht mehr eigens ausgeführt zu werden. Aber ich möchte zur Frage des menschlichen Realismus, der in solchem Verständnis des Christlichen liegt, doch noch eine abschließende Anmerkung hinzufügen, die uns nötigen könnte, überhaupt wieder darüber nachzudenken, was denn nun eigentlich für den Menschen Realität ist. Kürzlich waren zwei südamerikanische Bischöfe bei mir, mit denen ich sowohl über ihre sozialen Projekte wie auch über ihre seelsorglichen Erfahrungen und Bemühungen sprach. Sie erzählten mir von der intensiven Werbung, mit der an die hundert christliche Denominationen, die sich dem reformatorischen Bereich zurechnen, in den traditionellen Katholizismus des Landes eingebrochen sind und das religiöse Gesicht des Landes umprägen. Dabei kam ein merkwürdiges Begebnis zur Sprache, das sie für symptomatisch hielten und das sie zu einer Gewissensforschung über den Kurs der katholischen Kirche Südamerikas seit dem Ende des Konzils zwang. Sie berichteten, daß die Abgesandten einiger Dörfer zum katholischen Bischof kamen und ihm mitteilten, daß sie nun einer evangelischen Gemeinschaft beigetreten seien. Sie nahmen die Gelegenheit wahr, um dem Bischof für alle sozialen Unternehmungen zu danken, durch die er sehr Schönes für sie in all den Jahren geleistet habe, das sie sehr wohl zu würdigen wüßten. »Aber wir brauchen außerdem auch eine Religion«, sagten sie, »und deswegen sind wir protestantisch geworden.« Bei solchen Begegnungen, so meinten meine beiden Gäste, sei ihnen wieder die tiefe Religiosität aufgegangen, die in den Indios wohnt, in den Menschen ihrer Länder überhaupt und die sie ein wenig übersehen hatten, als sie dachten, zuerst müsse entwickelt und dann erst könne evangelisiert werden. Aber der Mensch lebt wirklich nicht vom Brot allein, und er kann auf das andere nicht warten, bis das Brot keine Probleme mehr bereitet. Es gibt mehr Realität, als wir in unserer westlichen Mentalität meist unter diesem Wort verstehen. Und das Eigentliche, das Bleibende des Christlichen, führt uns weit hinaus über das, was wir gewöhnlich Realität nennen. Gerade darauf beruht seine rettende Kraft.